

# Wie eine 33-jährige Zürcherin fast an Corona stirbt – und geheilt wird

Lukas Häuptli

Plötzlich, mitten im ganz tiefen Schlaf, hört sie ihren Namen. Ihren Namen, klar und hell und deutlich, gerufen durch das stille Schwarz. «Da war mir klar», erzählt Mari. «Jetzt ist es Zeit. Jetzt muss ich sterben.»

Bis jetzt wurden in der Schweiz mindestens 13 000 Personen mit dem Coronavirus angesteckt. Wahrscheinlich sind es noch viel mehr, denn die 13 000 sind lediglich diejenigen, bei denen das Virus mit einem Test nachgewiesen wurde. Mari, die im richtigen Leben anders heisst, ist eine von ihnen.

Es war am vergangenen 9. März, einem Montag, als die 33-Jährige mit einem seltsam flachen Atem aufwacht. Seit ein paar Tagen leidet sie an einer Entzündung der Nasennebenhöhlen, unangenehm zwar, aber nicht wirklich schlimm. Ihre Hausärztin verschreibt ihr Antibiotika.

Mari wohnt mit ihrem Mann in einer Stadt im Grossraum Zürich. Er arbeitet, sie ist zu Hause. Auch an jenem Montag. Sie nimmt die verschriebenen Antibiotika, alles scheint gut, schliesslich fühlt sie sich gesund. Grundsätzlich.

Im Verlauf des Tages wird ihr Atem flach und flacher. Sie kriegt kaum Luft. Am Abend, als der Mann von der Arbeit nach Hause kommt, kann sie nicht mehr. «Wir brauchen einen Arzt», sagt er. Sie fahren ins Spital Limmattal in Schlieren.

## Viel zu wenig Sauerstoff

Schlieren ist eine Stadt vor Zürich. Von hier stammen die singenden «Schlieremer Chind», hier forschen Biotech-Firmen, hier steht - manch ein Einwohner ist stolz darauf - ein Spital.

Auf der Notfallstation an jenem Montagabend merken die Ärzte und Ärztinnen rasch: Maris Zustand ist kritisch. Die 33-Jährige leidet an einer schweren Lungenentzündung, der Sauerstoffgehalt in ihrem Blut ist tief. Der Test bestätigt die Vorahnung: Corona-positiv. Mari hat Angst.

Die Atembeschwerden werden schlimmer und schlimmer. Schon am nächsten Tag entscheiden die



Ein Raum der Notfallstation des Spitals Limmattal in Schlieren.

Ärzte, Mari auf die Intensivstation zu verlegen. Und am übernächsten Tag geht es nicht mehr anders: Die 33-Jährige wird in Narkose gesetzt, intubiert und an die Beatmungsmaschine angeschlossen.

«An vieles mag ich mich nicht mehr erinnern», erzählt Mari. Sie sitzt an diesem Freitagnachmittag, dem 27. März, auf einem Bett der Normalstation des Spitals. Manchmal schweift ihr Blick durchs Fenster ab, manchmal kämpft sie gegen Tränen, manchmal strahlt sie. Doch, sagt sie, an eines könne sie sich gut erinnern. «Jeden Tag besuchte mich mein Mann. Und jeden Tag meine Mutter. Sie standen hinter dem Fenster und schauten mich an.»

Zu Besuch kamen auch die beiden Schwestern und die beiden Brüder. Zu Besuch zwei enge Freundinnen von Mari. Zu Besuch Onkel, Tanten, Cousins, Cousinen. Sogar die Verwandten ihres Mannes aus dem fernen Argentinien. Alle da.

In Wirklichkeit kam niemand zu Besuch. In Wirklichkeit war Mari allein, denn in Schweizer Spitälern gilt seit Ausbruch der Corona-Krise striktes Besuchsverbot. Wie sagt man also bei einer Patientin in einer langen Narkose? Ihre Liebsten sind ihr erschienen? Sie hat sie sich in ihrem Schlaf erträumt? Oder ist die Frage gar nicht wichtig?

Zehn Tage und zehn Nächte bleibt Mari an der Beatmungs-

## Der angeordnete Test bestätigt die Vorahnung: Corona-positiv. Mari hat Angst.

maschine. Wird von der Rücken- in die Bauchlage gelegt, damit mehr Sauerstoff ins Blut gelangt. Erhält Schlaf- und Schmerzmittel, künstliche Ernährung sowie Medikamente, die gegen das Coronavirus helfen sollen.

Trotzdem verschlechtert sich der Zustand der 33-Jährigen während der ersten drei, vier Tage an der Beatmungsmaschine weiter, was bei intubierten Patientinnen und Patienten mit Lungenentzündungen nicht unüblich ist.

«Viele meinen, wer auf der Intensivstation lande, sterbe», sagt Alain Rudiger. Er ist am Spital Limmattal Chefarzt für Innere Medizin, wegen seiner langjährigen Erfahrung als Intensivmediziner arbeitet er während der Corona-Krise aber auf der Intensivstation. «Selbstverständlich besteht auch auf dieser Station Hoffnung für Patienten und Patientinnen.» Zwar könne man nicht alle retten. «Aber die Mehrheit überlebt die Intensivstation.»

Dann, nach vier, fünf Tagen: der Wendepunkt.

Die medizinischen Massnahmen wirken, die schwere Lungenentzündung klingt ab, Mari be-

ginnt sich zu erholen. Langsam. Doch sie erholt sich. Am 20. März, einem Freitag, nehmen die Ärzte und Ärztinnen die 33-Jährige von der Beatmungsmaschine.

Auch das ist allerdings nicht immer einfach. Manche Intubierten haben Mühe, wieder selbst zu atmen. Manche kritisch Kranken leiden an einer Muskelschwäche, auch an Schwäche der Atemmuskulatur.

Nicht so Mari. Zwar ist sie in der Aufwachphase verwirrt, was nach mehrtägigen Narkosen oft vorkommt. Aber sonst: alles gut. Die 33-Jährige ist von Corona, von ihrer schweren Covid-19-Erkrankung, geheilt.

## «Einfach nur dankbar»

«Ich bin einfach nur dankbar», sagt Mari an diesem Freitagnachmittag auf ihrem Spitalbett. Bald darf sie nach Hause. «Glücklich und dankbar.» Dankbar Gott, dankbar den Verwandten und Bekannten, die für sie gebetet hätten. «Vor allem aber danke ich den Ärzten und Ärztinnen, den Pflegern und Pflegerinnen, überhaupt dem Spital.»

Wie viele Personen mit einer schweren Covid-19-Erkrankung in der Schweiz geheilt werden, ist nicht bekannt. Das Bundesamt für Gesundheit führt dazu keine Statistik. Man mache das bei anderen Krankheiten auch nicht, sagt ein Sprecher des Amts. Fest steht aber, dass dieser Tage immer wieder Nachrichten von Corona-Geheilten die Runde machen. Erst kürzlich vermeldete die italienische Stadt Rimini die Genesung eines 101-jährigen Corona-Patienten.

Zum Schluss: Was macht eine derart schwere Erkrankung mit einer 33-Jährigen? Was zehn Tage an der Beatmungsmaschine? Und was die Heilung von der Krankheit? Mari zögert einen Moment. Und sagt dann. «Gott und meine Familie sind mir noch nähergekommen.»

Es ist mitten in der langen Narkose, als Mari ihren Namen hört. Und sie überzeugt ist, sie müsse sterben. «Doch plötzlich», erzählt sie, «hörte ich eine zweite Stimme. Und die sagte mir: Hab keine Angst. Du wirst weiterleben.»

DOMINIC BÜTTNER